

Cyril  
Massarotto

Warum  
**LESEPROBE**  
hast du mich  
vergessen?

List

Roman

# 1

## *Der Einsturz*

Thomas,  
drei Jahre nach Tag A

»Hallo, Mama.«  
»Wer sind Sie?«

So stürzte meine Welt ein. Mit diesem einen Satz wurde ich der Erste, den sie vergaß.

Madeleine,  
Tag A

An dem Tag war ich im Supermarkt. Ein Tag wie jeder andere, nichts Besonderes, nur noch ein paar Einkäufe für das Wochenende: Gemüse – kein Biogemüse, einfach nur Gemüse – Hähnchen und Tomaten. Ach ja, Tomaten. »Ich sag's dir, Mama, Tomaten sind Obst, wirklich!« Nachdem Thomas das in der Schule gelernt hatte, hatte er es mir so oft gesagt, dass ich Tomaten seitdem nie mehr in die Spalte »Gemüse« auf meiner Einkaufsliste schrieb. Dazu noch ein paar Bananen und ein kleines Netz Äpfel. Und ganz unten in meiner auf ewige Zeiten wiederver-

wertbaren Tüte zwei aus Kanada importierte Flaschen Ahornsirup für den Nachtsch, die leise aneinanderklirren. Den mögen meine drei Lieblinge in ihrem Obstsalat ganz besonders gern. Dieser dickflüssige Zucker ist eine richtige Tradition in der Familie geworden. Immer, wenn sie alle zum Essen kommen, am Sonntag oder an einem Feiertag, bekommt jeder von ihnen eine große Schale mit ein paar in einem Meer von Sirup schwimmenden Obststückchen.

Aus jedem Erwachsenen wieder ein Kind zu machen, dieses kleine Wunder vollbringt der Zucker.

Als ich zum Haupteingang bei Kasse 26 (meine Glückszahl, mein Hochzeitstag) hinausging, konnte ich mich nicht mehr daran erinnern, wo ich geparkt hatte. Das passierte mir in den letzten Jahren ständig, ich vergaß, wo mein Auto stand, wusste nicht mehr genau, in welcher Reihe ich es geparkt hatte. Das war immer schon ein bisschen so gewesen, das habe ich sicher von meiner Mutter, die ihren Lebtag lang immer alles vergaß, Namen und Daten verwechselte und nie ihre Schlüssel fand; mein Vater nannte sie »Schussel«, und ich hatte lange geglaubt, ein Schussel sei eine Art kleine Maus, ich weiß nicht, warum, aber ich fand, das passte gut zu dem Wort. Normalerweise fiel mir das, was ich vergessen hatte, immer wieder ein, ich brauchte mich nur ein bisschen zu konzentrieren. Also, wo hatte ich jetzt das Auto geparkt, rechts neben dem großen Unterstand für die Einkaufswagen oder eher links bei den Behindertenparkplätzen? Ich wusste es nicht mehr. Geduld, nur nicht aufregen. Gleich, in einer

Minute, oder nicht mal, in einer halben vielleicht, würde es mir wieder einfallen.

Wie immer.

Die Minute war lang; sie dauerte sicher zwei oder drei. Und obwohl ich durchaus geduldig war, erinnerte ich mich nicht. Ich blieb ganz ruhig und beschloss dann, ein bisschen über den Parkplatz zu schlendern, ich war sicher, dass ich früher oder später auf mein Auto stoßen würde. Doch als ich an der ersten Reihe rechts entlangging, war ich plötzlich vor Schreck wie gelähmt: Mein größtes Problem war nicht, dass ich vergessen hatte, wo mein Auto stand. Nein, das eigentliche Problem war, dass ich nicht einmal mehr wusste, ob ich nach einem kleinen roten oder einem großen blauen Fahrzeug suchen musste.

So stürzte an jenem Tag meine Welt ein; ich wurde eine »Vergesserin«.

Thomas,  
drei Jahre nach Tag A

»Mama, ich bin es, Thomas!«

»Thomas, ja ... Thomas, äh, Sie sind, äh ... Nein. Ich kenne Sie nicht.«

Warum ich? Warum vergisst sie *mich*? Wir wussten natürlich, dass es so kommen würde, wir wussten von Anfang an alles, seit die Ärzte – in unserem Fall ein kleiner, braunhaariger, aufgedunsener Mann mit zu kurzen Armen – uns diensteifrig erklärt hatten, dass es für unsere arme Mutter schwer werden würde, und auch für uns, und dass da nichts zu machen sei. Wir wussten alles über den Verfall, die verschiedenen Stadien, den allmählichen Verlust der Selbständigkeit, wir kannten die unmenschlichen Begriffe wie Agnosie, Apraxie, Aphasie und Lebenserwartung. Es gibt nichts Widersprüchlicheres als den Ausdruck »Lebenserwartung«. Wenn jemand mit einem darüber spricht, gibt es nichts mehr zu erwarten. Letztendlich ist da nur noch der Tod, und die einzige Hoffnung besteht darin, dass dieser Tod sich nicht zu lange hinziehen und nicht zu schmerzhaft sein möge.

Das alles wussten wir, auch ich wusste es, ich hatte es akzeptiert, man hat ja sowieso keine Wahl. Aber wenn ich es akzeptiert hatte, dann mit Sicherheit nicht unter diesen Bedingungen! Nicht, wenn sie mich als Ersten vergaß!

Wie ist so etwas möglich? *Mich* kann sie doch nicht vergessen!

»Ich lass dich ein bisschen fernsehen, danach geht es dir besser und du erkennst mich, da bin ich mir sicher.«

»Wie viel Uhr ist es?«

»Neun Uhr morgens, Mama, ich habe bei mir zu Hause übernachtet. Hast du geschlafen?«

»Ich weiß nicht.«

»Aber du erinnerst dich doch an gestern Abend, ich

war hier bei dir, und heute Morgen bin ich wieder da, wie jeden Tag. Und auf dem Weg hierher habe ich deine Medikamente geholt.«

»Ach, Sie wollen mir die Spritze geben?«

»Die Spritze? Welche Spritze?«

»Ach, was weiß ich! Lassen Sie mich bitte fernsehen.«

In diesem Moment trifft es mich wie ein Schlag: Seit ich hier bin, siezt sie mich. Meine Mutter sagt »Sie« zu mir! Gestern Abend war ich ihr Sohn Thomas, und heute Morgen sagt sie »Sie«. Wie kann ich denn in nur einer Nacht aus ihrem Kopf verschwunden sein?

Die Spritze, den Stich, hat sie mir versetzt: keine Spritze der Erinnerung, sondern eine Spritze des Vergessens. Sie muss die Nadel zwischen meine Augen gesetzt haben, denn da tut es sehr weh. Ich reiße die Augen weit auf, damit der Schmerz aufhört, aber ich glaube, er fließt nur ein bisschen in die Schläfen.

»Ich bin doch kein Arzt! Sieh mich an, Mama. Gib mir mal die Fernbedienung, damit ich den Ton etwas leiser stellen kann. Sieh mich an. Du erkennst mich doch, Mama, oder? Ich gebe keine Spritzen, ich bin dein Sohn. Thomas, weißt du, dein Lieblingskind! Nein, war nur ein Scherz! Du liebst uns alle drei gleich, nicht wahr? Deine drei geliebten Kinder! Sag schon, dass du deine drei Kinder alle gleich liebst. Erzähl mir von deinen Kindern, dann erinnerst du dich wieder.«

»Meine Kinder? Ja, ich habe Kinder, natürlich!«

»Also los, erzähl!«

»Da ist der Große, Robert, der kam genau neun Mo-

nate nach der Hochzeit zur Welt. Ein Hochzeitsnachtsbaby, wie man so sagte. Ach, wenn Sie wüssten, als Robert klein war, vor allem, als er in die Schule kam, hasste er seinen Vornamen. Dabei hatte ich meinem Mann gesagt, es sei keine gute Idee, ihn so zu nennen wie seinen Großvater. Aber gegen jemanden, der im Krieg gefallen, der für Frankreich gestorben war, gegen einen Träger der Siegesmedaille, keine Chance, dagegen kommen Sie als Enkelin eines Kriegsuntauglichen nicht an. Also gab ich mein Einverständnis zu Robert. Er nannte sich lange Bob, nachdem er erfahren hatte, dass in Amerika alle Bob sagten, wenn sie von Robert de Niro sprachen, dem Schauspieler, wissen Sie. Aber das ging später vorbei, und jetzt als Mann nennt er sich wieder Robert.«

»Dann ist es ja gut.«

»Er ist Gerichtsvollzieher. Das ist eine ordentliche Arbeit, glauben Sie mir. Wir, seine Eltern, haben nie so gut verdient. Sie können das nicht wissen, aber eine Mutter ist immer erleichtert und auch stolz, wenn ihr Sohn es geschafft hat.«

Doch, das weiß ich sehr wohl. Meine Eltern waren stolz auf mich, als mein erster Roman herauskam. Vor allem Papa, er las meine Bücher so oft, dass er sie besser kannte als ich. Mama war auch stolz, aber sie zeigte es weniger. An dem Tag, als sie mich bat, ihr eine Widmung in das Buch zu schreiben, glaubte ich zuerst, es sei ein Scherz, aber als ich merkte, dass es ihr wirklich wichtig war, brauchte ich bestimmt eine Woche, bis mir einfiel, was ich schreiben könnte. Die einzige Widmung, die man sei-

ner Mutter schreiben kann, ist ein Dank – und wie kann man seiner Mutter anders danken, als so gut es geht am Leben zu bleiben? Also schrieb ich: »Für meine Mutter, die mich nicht gefragt hat, ob ich leben wollte, der es aber jeden Tag gelang, mir Lust auf den nächsten zu machen.« Sie sagte nichts, nachdem sie es gelesen hatte, ich glaube, sie war enttäuscht. Ein einfaches »Ich liebe dich« wäre besser angekommen, dessen bin ich mir sicher. Aus dieser Art Widmung machte meine Mutter sich nichts, aber ich hatte natürlich niemals »Ich liebe dich« gesagt, und das jetzt zu schreiben ...

»Da wir gerade von Stolz sprechen, wie war es denn mit deinem nächsten Kind? Erzähl mir alles von ihm!«

»Danach bekam ich Juliette, meine Tochter.«

»Nein, vor Juliette!«

»Robert? Von dem habe ich Ihnen doch gerade erzählt.«

»Ja, aber nach Robert?«

»Na, meine Tochter Juliette!«

Nein, verdammt, danach kam doch ich, drei Jahre nach Robert! Ich, und dann zwei Jahre nach mir Juliette, das Nesthäkchen!

»Erzähl mir von ihr.«

»Meine Tochter ist eine ganz Liebe. Sie hat ein eigenes Maklerbüro und arbeitet viel, aber sie kommt mich fast jeden Tag besuchen.«

Nein, das stimmt nicht! Sie kommt nur am Wochenende. Ich komme jeden Tag, nur ich, immer ich, die beiden



anderen wohnen zu weit weg, sie haben immer so viel zu tun, sie haben nie genügend Zeit. Verdammt! Ich bin jeden Tag da, die ganze Zeit. Jeden einzelnen Tag, und *mich* erkennst du nicht mehr?

»Ja, Mama, aber zwischen den beiden Kindern, zwischen Robert und Juliette, wen gab es da? Da kam doch ...?«

Sie antwortet nicht, sie schaut mich an. Mit leerem Blick.

»Da kam ich, Mama! Dein Sohn Thomas! Der Schriftsteller, über den du immer gesagt hast: ›Er macht mir Sorgen, weil er Künstler sein will. Sein Bruder und seine Schwester, die werden wenigstens nie Not leiden!‹ Aber dann hast du mich im Fernsehen gesehen, erinnerst du dich, du warst sehr stolz, und am nächsten Tag hast du mir gestanden, dass es dein Kindheitstraum war, Künstlerin zu werden, dass die Malerei dich faszinierte, aber dass ihr zu arm wart und dass die Armut nichts für Leinwand oder Pinsel übrig hatte. Jetzt weißt du es wieder, nicht wahr? Der Jüngere, der Künstler, der Schriftsteller! Komm schon, erinnere dich an deine drei Kinder, an Robert, an mich und an Juliette. Sag es selbst: Zuerst hast du Robert gehabt, und dann ...«

»Juliette.«

Es ist schrecklich, aber in dem Moment hätte ich ihr am liebsten eine Ohrfeige verpasst. Eine satte Ohrfeige, wie im Film, damit sie wieder zur Besinnung kommt.

»O. k., Juliette, Robert. Das spielt alles keine Rolle.«

Am liebsten würde ich alles sausen lassen und vor Wut